

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Questa la via!

Baumberger, Georg

St. Gallen, 1895

Im Grödnerthal

doch ist sie für jeden stets in jenem Augenblick zur Verfügung, in dem er sie etwas fragen möchte. Man hört sie nicht schelten, und trotzdem geht es überall wie am Schnürchen; man sieht sie nie hasten, und dennoch ist alles zur rechten Minute da; man hört sie nie laut lachen, und doch ist alles fröhlich in ihrer Umgebung. Wenn alles um sie herum den Kopf verlieren will, sie behält ihn aufrecht; wenn man dort nicht mehr weiß, wo ein und wo aus, wenn alles ratlos ist, sie weiß Rat, und wo alles aufgeregert ist, bleibt sie kühl. Sie leitet das Ganze an scheinbar unsichtbaren Fäden, scheint mehr mit den Augen das Kommando zu führen als mit den Worten; in ihrer Hand werden Dienstboten und Gäste lammsfromm. Ihre bloße Erscheinung beruhigt den Erregten und gibt Heimatsgefühl dem Einsamen. Sie hat die Tugenden der Geschäftsfrau und der Hausmutter in sich und mit ihrem fast unhörbaren und doch sichern Dahinschreiten ein wenig von jenen, welche einem Patienten eine barmherzige Schwester oft so teuer machen! Der stillen Wirtin gebührt ein bescheidenes Kränzchen, wo sie immer waltet, ob in der Schweiz, ob in Tirol, ob diesseits oder jenseits des Arlberg oder Brenner.

Im Grödnerthal.

1. Nach Lagen.

Als ich mich nach eingenommenem Frühstück etwas nach fünf Uhr auf den Weg nach Lagen machte, waren auch schon der Wirt und die Wirtin da, um dem scheidenden Gast die Hand zum Abschied zu drücken und ihm glückliche

Reise zu wünschen, wobei der Wirt bemerkte, in Dürsching, der nächsten Station nach Lagen, hause seine Schwester, bei der man einen guten Wein trinke. Da es aber mit dem Essen schlimmer stehe, wollte der gute Wirt mir etwas Schinken mit auf den Weg geben. Die Südtiroler sagen dem Nordtiroler gegenüber nicht ungerne: „Sie können nix als bet'n und ess'n.“ So viel man bemerken konnte, stellen aber auch die temperamentvollen Leute jenseits des Brenner ganz erkleckliche Anforderungen an die Gßkraft eines Menschen. Ich für mich hatte noch genug von gestern. Also „Adieu ihr mackern Leute“ und vorwärts.

Lagen liegt zwei gute Stunden südlich von Klausen, so ziemlich auf dem äußersten Punkt des Sattels eines circa 1300 Meter hohen Vorgebirges. Der Weg ist ziemlich steinig, nach Art solcher Südtirolerwege, bei denen man das Bekieseln erspart und die Versumpfung verhindert, indem man ganze Steinplatten hineinwirft, freilich so unregelmäßig und holperig wie möglich. Mit dem Bergstock geht es sich aber ganz gut auf ihnen.

In der Morgenbeleuchtung ist es ein prächtiger Marsch; das Thal liegt noch im Schatten, während die Berge schon weit bis in die Alpen hinab ein Morgenbad von Sonnenstrahlen nehmen, und es flimmert auf ihnen, als ob dort die ganze Atmosphäre mit feinen Krystallfäden durchwirkt wäre.

Der Weg führt zunächst durch Rebberge, die hin und wieder von einem Acker mit schwarzer Polenta durchbrochen sind; die zarten Pflänzchen sind gerade im Blühen, und die kleinen rötlich-weißen Blüten liegen wie eine flockige Schneedecke über den Aekern.

Hier die Reben, dort die Bäume der Edelkastanien mit ihrem dunkeln, elegant gerippten und scharf gezackten Laube, aus dem heraus ganze Ballen hellgrüner Kastanienigel leuchten, und daneben diese in duftigen Blüten Schnee

gelleideten Aecker sehen sich an, wie wenn der blühende Frühling und der reisende Sommer im besten Sonntagsstaate sich umfangen hielten, Brust an Brust aneinander lägen, der eine an der Schönheit des andern sich erfreuend.

Das ist der Reiz des Südens und des werdenden Südens, daß, je weiter der Sommer vorschreitet, immer wieder ein Stück Lenzeszauber mit hineinfließt. Noch markanter als hier kam das gleiche Bild in der Umgebung von Meran zum Vorschein, wo neben einer bereits tiefblauen Traubensfülle dieser Polentablühet in noch größerer Ueppigkeit sich zeigte.

Weiter aufwärts geht es durch hübsche Waldpartieen, dann wieder durch Weiden und Wiesen, in denen Mäher bereits emsig hantieren und die Luft mit dem würzigen Duft frischgemähten Grases erfüllen. Der Charakter der Wiesen ist hier derjenige der St. Galler Umgebung.

Hin und wieder kommen Bauernweiber mit ihren Ruck- und Tragkörben daher, die nach Klausen gehen, um dort Butter, Eier und derlei Zeug zu verhandeln. „He, Mütterchen, was kosten zehn Eier?“ „18 Kreuzer, ober 's sein so viel große.“ Schade, daß meine liebe Ehehälfte nicht hier ist.

Etwas weiter oben kommt ein Bauer mit einem roßbespannten Wägelchen. Dieses ist ein zweirädriges Vehikel, ähnlich jenen, wie sie schon unter den alten Römern in der italienischen Campagna im Gebrauch waren. Auf einer ganz niedrigen Wagenbrücke war ein großer Weidenkorb, mit sauberem Stroh reich ausgepolstert, und in diesem Stroh lag ein bildsauberes junges — Schwein. Auf die Bemerkung, das Säulein mache da eine ganz vergnügliche Morgenfahrt, meinte der Bauer, es werde wohl nicht nötig sein, daß man „dös Biach“ auch noch abschinde, auf etwas Stroh komme es ja nicht an. — „Der Gerechte erbarnt sich seines Viehes.“ Nicht wahr?

Auf der Höhe angelangt, bietet sich eine schöne Aussicht auf die Gipfel der Bergriesen im Westen. Man sitzt ein paar Minuten und sieht sich die stolzen Spitzen und Zinnen an: die gegen Mitternacht sind bereits Bekannte; man hat sie von Norden her bei der Auffahrt über den Brenner gesehen, und bei der Herunterfahrt von Süden; ihnen gesellen sich auch noch einige prächtige Spitzen der westlichen Deythalergruppe bei.

Im Dorfe Lagen kommen eine Anzahl Sommerfrischler und Bäuerinnen eben aus der Messe, desgleichen ein Schwarm Vuben und Mädchen, die den Fremden freundlich grüßen. — Im lachenden Morgensonnenschein klingt ein freundlicher Gruß aus frohem Kindermund doppelt süß und hier tönt es überall entgegen:

„Grüß Gott!“
 Dös ist da Grueß im Land Tirol.
 Er ist so freindli, klingt so wohl,
 Und wo du gehst, hörst allebot:
 „Grüß Gott!“

Man sagt, man halte die Kinder extra in den Schulen an, die Fremden freundlich zu grüßen, um diesen den Aufenthalt um so wohliger zu machen. Es sei Spekulation dabei. Diese Spekulation ist erstens erlaubt, wenn es eine solche ist, zweitens gut, auch dann noch, und drittens zehnmal besser, als jene, welche die Kinder zu indirekten Bettelien in duzend Formen erzieht.

2. Ein Kapitel den Minnefängern.

In der Nähe von Lagen findet sich ein einsames Bauerngehöft, zur Innern Vogelweide benannt. Dieser Fleck Erde gilt bei den Einem als die Geburtsstätte, bei

den Andern als mehrfacher Aufenthaltort Walters von der Vogelweide, eines der größten der Minnesänger, der „nichts sein eigen nannte, als sein Lied“ und doch der Welt einen Schatz hinterließ, an welchem sie noch jetzt, nach siebenhundert Jahren, zehrt. „Im Tirol herrschte überhaupt zu jener Zeit rege Sangeslust,“ schreibt Fr. Pfeiffer in seinem Werke über deutsche Klassiker des Mittelalters. Doch halt, das wäre ja der richtige Anfang, um der Gelehrsamkeit ins Handwerk zu pfuschen.

Man sehe sich nur um in dieser Gegend! Sie ist wie gemacht, die Wiege für Dichter zu sein! Hier vorbei zog der Strom italienischer Kunst nach Norden, raufchte die Flut urdeutschen Wesens; hier hausten die am weitesten nach Süden vorgeschobenen Vorposten des Germanentums, unbeugsam, unverrückbar gegenüber jeglichem Vordringen des Romanismus. Dazu kommt eine Natur, die liebliche, weiche und hochehrhabene Akkorde zu einer Symphonie aneinanderreichte, und ein Volk, dessen Wesen gemütvoll und sinnig ist, wie bei wenig andern.

Da konnten sich in des Jünglings Seele jene Keime senken, welche ihn später entflamnten, das Lob dreier Geliebten zu singen: „der hochseligen Jungfrau“, des „treuen Land Tirol“ und der „deutschen Frau“, entflamnten, zu singen wider alles Böse und jegliche Ungerechtigkeit. Er hat viel von Liebe gesungen, aber auch der Liebe Leid erfahren, und es ist beinahe rührend, ihn klagen zu hören, daß ihm, der so schön der Minne Lob verkündet, der Rede Gabe der Geliebten gegenüber versagt, daß er ein unbeholfener und schüchternen Mann sei, wenn er seiner Liebe ins Auge sehe.

Wie kunet, daz ich so manegem man
von jender not geholfen han .

und ich mich selben niht entan
getroesten, mich entriege ein wan?

ich meine ein wip, diu'ſt guot und wol getan:
 diu lat mich aller rede beginnen,
 i'n kann ab endes niht gewinnen.
 dar umbe waere ich nu verzaget,
 wan daz's ein lügel lachet, so ſi mir verzaget.

Und doch glaubte der Dichter unverzagt an Frau Minne. Wohl iſt das Wort gewöhnlich, ſagt er, aber ſeelentief iſt ſie in ihren Werken; ſie iſt der Hort der Herzen, und ohne ſie wird keiner froh, und jeder Troſt würde ihm genommen, müßte er den Glauben an ſie verlieren:

Minne iſt ein gemeinez wort
 und doch ungemaine mit den werken: deſt also
 minne iſt aller ſaelden hort,
 ane minne wirdet nierner Herze rehte fro.
 ſit ich den glouben han,
 frouwe Minne, freut ouch mir di ſinne!
 mich müet, ſol min troſt zergan.

Nun ſoll man ſich aber Walthar nicht als faden Liebesfantzen denken. Er iſt ein Mann, ein ganzer Mann; er will beim Weibe nicht Schönheit allein, ſondern noch mehr, und klagt, „daz in also valschen Tagen“, die Schönheit die Tugend verlaſſen will. „Waz ſoll der nu ſchoener Lib?“

Und da es um die Morgenzeit iſt, mag auch noch das Morgengebet folgen, das ſo innig und naiv, ſo zutraulich und demütig klingt, da er Chriſtus um den gleichen Schutz bittet, den ihm einſt der Engel, ſeine hl. Mutter und der hl. Joſeph als Kind zu teil werden ließen:

Mit ſaelden müeze ich hiute uf ſten,
 got herre, in diner huote gen
 und riten, ſwar ich in dem lande, kere.
 Kriſt, du laz an mir werden ſchin
 die grozen kraft der güete din
 und pflic min wol durch diner muoter ere.

als din der heilig engel pflaege,
do du in der kripfen laege
junger mensch und alter got
demüetic vor dem eiel uud dem rinde,
und doch mit saelbenrichter huote
pflag ihr und din Joseph der guote
wohl mit triuwen junder spot:
als pflig ouch min, daz an mir iht erwinde
daz din vil götelich gebot.

Von Walthar von der Vogelweide weg wenden sich die Gedanken einem andern Minnefänger zu, der auch in dieser Gegend hauste, in aller Herren Länder gesungen und — gerauft hat, „Oswald von Wolfenstein“. Was an ihm weniger sympathisch war, sei später angedeutet. In diesem Augenblicke erinnert man sich daran, daß einst die stolze Königin von Aragonien dem Tiroler Ritter ihre Gunst geschenkt, daß sie, von seinen Weisen gefangen, ihm ein Ringlein in den Bart band mit den Worten: »Non may plus disligaides«, „Bindet es nimmer los!“ Gottlieb Buz, der feurige Tiroler Dichter, singt darüber:

„Sie zog von ihrem zarten Finger
Ein feines goldnes Ringlein;
Es war das schönste, das sie hatte,
Es mußte wert und lieb ihr sein.

Doch hat sie's gern gegeben,
Viel süßen Herzensdank dazu;
Er trug das Ringlein durch sein Leben,
Treu bis zu seiner letzten Ruh.

Und wer ihn fragte, wer gespendet
Ihm solchen schönen Sängerlohn?
Dem sagt er stolz mit froher Miene:
Die Königin von Aragon.“

Von Lagen geht es südöstlich in langsamer Senkung
abwärts an hübschen Bauernhäusern vorbei in die Schlucht-

tiefe, welche ins Grödnerthal führt. Das Rauschen des prächtigen Grödnerbaches dringt bis da hinauf. Die Vegetation nimmt hier schon wieder einen üppigeren Charakter an. Auf den abgemähten Getreidefeldern wächst der Rittersporn unserer Gärten in Massen wild und hat neues blühendes Leben über die Stätten gebreitet, wo vor kurzem noch die Aehren wogten; an den Weideborten begegnet man einer eigenartigen, circa acht Zoll hohen Erdbeerpflanze, welcher gegenüber mein ganzes botanisches Ignorantentum mit aller Deutlichkeit wieder einmal zu Tage trat.

In einer Stunde ist Dürsching erreicht. Pflichtschuldigst überbringe ich der Wirtin, einer großgewachsenen Bäuerin in den besten Jahren, die Grüße des Bruders in Klausen. Es ist eine richtige Bergbauern-Wirtschaft. An einem Tische hocken einige Holzkechte beim Brauntwein und qualmen wie die Türken. Die Wirtin bringt den bestellten „Znüni“, und verscheucht dabei mit der Schürze ein ganzes Fliegenheer, das sich auf dem runden Tisch breit gemacht hatte.

„Was ist zu bezahlen, Frau Wirtin?“ Ein Viertel roter Spezial 10 Kreuzer, 3 Eier 6 Kreuzer, Brot 2 Kreuzer, macht 18 Kreuzer.“ Notabene war das nicht etwa eine Preisvergünstigung. Kein Bundesrat hätte mehr zu bezahlen brauchen.

3. Ein Repräsentant eines seltsamen Volkes.

Von Dürsching marschiert es sich sehr angenehm auf der schönen Poststraße dem Grödnerbach entlang in mäßiger Steigung. Zahlreiche Touristenfuhrwerke rasseln vorüber, Stellwagen mit bunten Postillonnen, und thalauwärts kommen hoch mit großen Kisten beladene Fracht-

fuhren, die Schuikereien zur nächsten Bahnstation führen. Die Landschaft erinnert hier stark an den Eingang ins glarnerische Klöuthal; nur ist der Grödnerbach wasser- und lastladenreicher als der Löntfcherbach, und darum auch viel pittoresker: das wirbelt im tollsten Galopp über mächtige Felsen herunter, reunt pustend, polternd und hochaufzischend zwischen ihnen hindurch, schießt wieder fächerartig wie Blätter riesiger Palmen aus geschmolzenem Krystall über breite niedere Felsplatten herab; in den feinen Wolken von aufsprühendem Wasserstaube, der bis zum Wanderer auf der Straße langt, brechen sich die Sonnenstrahlen und bilden zarte Lichtreflexe in allen Farben des Regenbogens.

Auf dem Wege gesellt sich ein Bergführer zu mir; als solchen verrät ihn sein Brustzeichen, ähnlich jenem unserer Weibel, nur in alpiner Durchführung. Es ist ein mehr als sechs Fuß hoher, tannenschlanker, leicht gebeugter Mann in den besten Jahren, mit lichtbraunem gelocktem Haar und Bart, etwas träumerisch Weichem im Gesicht und in der ganzen Gestalt und etwas Frauenhaftem in Sprechweise und Wesen.

Das ist ein Gneberger, ein Mann aus dem Badiathal, dem Schwesterthal zu dem von Gröden, von dessen, des Badiathales, Bevölkerung J. Th. Haller sagt: „So arbeitfam und sparsam, so duldbend und zufrieden, so fromm und sittlich, so voll Zutrauen und Achtung gegen Seelsorger und Obrigkeit, so offen für Belehrung und bereit zum Gehorsam dürfte der Landmann nicht leicht anderswo zu finden sein.“ Haller kannte diese Leute genau; er war jahrelang Landrichter bei ihnen.

In obigen Worten ist auch unser Führer gezeichnet. Ihr Geist klingt aus seinen Betrachtungen, aus seinen Urteilen, aus dem heimeligen, sanften Mauderton; dabei mutet aber doch wieder die Gestalt, dieses Wesen, die Sprache so unbekannt und eigenartig an, als hätte man

den Letzten eines schon längst verschollenen Volkes und Stammes vor sich, eines Stammes, der nicht Romane ist, nicht Germane und nicht Slave.

Man begreift nun, daß Ludwig Steub im Eingange seiner Beschreibung von Gröden und Enneberg sagt: „Das Wildfremde dieser Thäler, sowohl in ihren abenteuerlichen Berggestalten als in der Sprache und in der Art ihrer Bewohner übt einen mächtigen Reiz auf wißbegierige Reisende.“

Ich habe diese prächtige Beschreibung, wie Steub überhaupt, erst nach beendeter Reise gelesen; denn es ist nicht gut, so etwas vorher zu thun. Man bindet sich dadurch nur an ein Gängelband, das die eigene Beobachtungsgabe, das individuelle Urtheil schwächt. Nachher ist es aber um so besser, weil es gleichsam als Kontrolle eigener Urtheile dienen kann.

Nachdem unser Badiote eine Weile über die Sitten, die Gewohnheiten, die Lebensart seines Völkchens gesprochen, kamen wir auf die Dolomiten. Er sagte, es brauche zur Besteigung der meisten äußerst gewandte, zähe Kletterer und durchaus schwindelfreie Leute; sie stellten weniger Anforderungen an eine große Marschfähigkeit, als an die Tüchtigkeit im Steigen. Er fragte mich, ob ich ihn nicht für eine Partie engagieren möchte. Ich verneinte, habe es dann aber bereit, den Mann nicht wenigstens einen Tag zur Streife genommen zu haben; man hätte ja nicht unter allen Umständen zuoberst auf einen der Dolomiten hinauf müssen; dagegen hätte man in seiner Begleitung noch mehr sehen können als sonst.

Der Führer verabschiedete sich bei einem an der Straße liegenden Häuschen, und ich zog fürbas. — Der Mann hatte mich in eine Stimmung gebracht, welche das, was kommen sollte, noch geheimnisvoller erscheinen ließ, in eine jener Stimmungen, welche einen leichten Anflug von

Grufeln vor „Wildfremden“, wie Steub so richtig bemerkt, besitzen und gleichzeitig doch wieder die Zuversicht, dieses Wildfremde sehen zu wollen und zu können, und wenn ein Duzend Drachen und wer sonst vor dem Eingang Wache stünden. Grufeln? Nie!

Jeder Mensch hat nach einer Sage Augenblicke in seinem Leben, in welchem der Hauch seines Atems, der Blick seines Auges ist, was jener Tropfen geweihten Wassers war, vor dem selbst Mephisto in Goethes „Faust“ einst scheu zurückwich, so wich, wie, nach einer andern schönen Sage, die Flammen der Hölle sich teilen und eine Straße frei machen, wenn die Unschuld sie betritt, um ihr statt glühende Senge wohlige Kühle zuzufächeln.

Hier handelte es sich aber nicht darum, weder um Mephisto noch um Drachen, noch um eine verwunschene Prinzessin, die es zu erlösen galt. — — —

4. O du liebes Thal!

Am Trümmerfeld eines gewaltigen Bergsturzes vor altersgrauer Zeit vorbei geht es wieder durch einen schönen Tannenwald; beinahe am Ende desselben befindet sich an der Westwand eines Felsklozes ein Grödnermädchen in Del gemalt, einen Strauß Alpenblumen in der Hand und über ihr die Worte „Willkommen“. Ob es auch wieder der Scherz eines Münchner Malers ist? Möglich, denn etwas weiter blickt von einer Felswand in schwarzen Farben das leibhaftige Münchnerkindel herunter, in der einen Hand den Maßkrug, in der andern drei Rabi, deren Köpfe Menschengesichter darstellen. Darüber heißt es „Hoch Gröden“, darunter „Dienstag nach Ostern 1892“, und dann kommen die Unterschriften von vier Malern aus München. Wie ganz anders nimmt solch' ein fröhlicher,

sinniger Scherz sich aus, der jedes Auge erfreut, als die abscheulichen Riesenannoncen, womit z. B. die schöne Felspartie an der Teufelsbrücke und einzelne Parteen am Bierwaldstättersee befleckt sind.

Noch ein paar hundert Schritte um eine Kurve herum, und jetzt liegt das Thal von Gröden, von Sberdeina, wie es in der Grödner Sprache heißt, vor uns, das Dorf von St. Ulrich im Vordergrund; rechts schaut von oben, wie eine Gespenstererscheinung aus längst erstorbenen Welten, der erste der Dolomiten, der Langkofel, herunter, „der schreckliche Fels, der seine ungeheure Dolomitenzunge so hoch gen Himmel streckt, daß euch dabei fast ein Schauer erfüllt“, wie Noé von ihm treffend sagt.

Der Gesamteindruck aber, den das Bild macht, das vor uns daliegt, läßt sich nicht schöner, nicht wahrer wiedergeben als mit den Worten Ludwig Stenbs, da er das erste Mal an dieser Stelle stand. „O du liebes, kleines, herziges, vielgeschmeicheltes und doch unverdorbenes Thal von Gröden,“ jubelt dieser feine Naturbeobachter hell auf, „was siehst du so freundlich aus im Sonnenstrahl! Weiße kleine Häuschen mit spiegelblanken Fensterchen und grünen Läden, große weiße Häuser mit spiegelblanken Fenstern, dunkle Scheunen mit Garben verkleidet, hocken so heimelig auf den grünen Halden herum, und zwischen den Wiesen selbst befinden sich Kornfelder, theils schon abgeerntet, theils in voller Reife und goldener Aehrenpracht. Und zwischen Wiesen und Kornfeldern rauscht der Bach; über Häusern, Wiesen und Kornfeldern dunkelt der Wald, und über dem finstern Wald und über der Freundlichkeit des Thales dräuen, obwohl jetzt sonnenbeglänzt und schimmernd, die geisterhaften gespenstigen Schrosen, die ja einmal insgesamt vor langen Tagen glühend aus der Erde gefahren sein sollen. Jetzt sind sie zwar seit geraumer Zeit schon wieder kalt geworden; aber noch stehen sie da

und züngeln titanisch-keck gegen den Himmel und strecken ihre erstarrten Nadeln wie zischend in den Aether.“

So ist es; jeder Blick des Auges, jede Schwingung des Gedankens, jeder Pulsschlag des Herzens sagt es, daß es so ist! „O du liebes, kleines, herziges Thal von Gherdeina!“

5. Von den Grödnern.

Zum besseren Verständnisse des Nachfolgenden seien einige kurze erklärende Bemerkungen über diese eigenartige Bevölkerung, ihre Abstammung, ihren Charakter und ihre Sprache beigelegt, sowie über die Dolomiten. Die Gelehrten haben sich viel gezankt, woher dieses uralte Völklein stamme, das wie die Insel auf dem Meere, welche kein Wellenschlag zu bemeistern vermochte, unter den heutigen Völkern lebt. Die einen haben es als versprenkte Abkömmlinge kimbrischer Stämme ausgegeben, welche, in den Ebenen von Bozen geschlagen, ihre letzten Trümmer in dieses abgelegene Thal flüchteten; andere als Abkömmlinge der Etrusker, und diese wollen es in einzelnen Sprachgebräuchen der Grödner entdeckt haben; dritte sagen, die Grödner stammten von den einstigen römischen Kolonien im Eisackthale ab, deren Ueberreste sich nach den Siegen der nordischen Invasion hieher zurückgezogen und hier sich forterhalten hätten; die vierten endlich — und diese dürften recht haben — bemerken, man habe es mit einem ziemlich rein erhaltenen Ueberreste des einstigen rhätischen Volkes zu thun, gleich wie bei den bündnerischen Romanen. Als Beleg hiefür dürfte nicht nur die bei aller Verschiedenheit doch wieder unverkennbare Aehnlichkeit der Sprachen anzuführen sein und eine ausgesprochene Aehnlichkeit der Volkstypen, sondern in Ergänzung des bisherigen Beweismaterials auch eine merk-

würdige Aehnlichkeit in hervorstechenden Charaktereigenschaften.

Gleichwie im bündnerischen Romanen steckt im Gröbner derselbe Sinn, hinauszuwandern in die weite Welt, dasselbe Geschick, durch Handel und Wandel dort Reichthümer zu erwerben, aber auch der gleiche unerstickbare Heimatsfinn, der den reichen, in den Gemohnheiten der Großstädte halbergrauteu Mann heimwärts treibt, um im einfachen heimatlichen Dorfe die Fülle der Schätze, die er gesammelt, im Kreise seiner Stammesgenossen zu verzehren. Und wie beim bündnerischen, oder beim sarganserländischen, ist beim gröbnerischen Romanen der Kommunsinn stärker entwickelt, als der engere und weitere Landes- und ganz besonders der Staatsfinn. Der Gröbner ist nicht Tiroler, wie der Burggräfler, oder der Pustertthaler, oder der Zillerthaler Tiroler ist, sondern er ist zuerst Gröbner und dann erst noch einmal Gröbner.

Wie man den romanischen Zuckerbäcker in Madrid kennt, in Amsterdam und in St. Petersburg, so den gröbnerischen Schnittwaren-, d. h. Tuchhändler und Schnitzereihändler. Als armer Bursche ist er seit alters her mit einer Hausierkraxe hinausgegangen in alle Welt. Hatte er erst etwas beieinander, richtete er sich einen kleinen seßhaften Handel ein, vergrößerte denselben, dann holte er sich eine Frau aus der Heimat — der Gröbner heiratet nicht gern Fremde und sie auch nicht — und nun wurde mit doppeltem Faden genäht, bis Reichthum im Hause war. Erst soweit, gab man das Geschäft Kindern, verkaufte es Verwandten oder sonst Einheimischen und zog sich in das heimatliche Dorf zurück.

Die Gröbner sind ein gebornes Handelsvolk.

Als ich einige Tage später in einer Meraner Gesellschaft bemerkte, es falle mir auf, daß der Tuchhandel hier ganz in einheimischen Händen liege, bemerkte man lachend:

„Da brauchen Sie sich nicht zu wundern, den haben die Grödner, und ein Grödner mag zehn Juden über.“ Dabei macht er sein Glück nicht etwa mit gewissen modernen Handelstugenden, sondern mit den alten konservativen: er ist arbeitsam wie eine Biene, sparsam und nüchtern, lebenswürdig und frohmütig, gescheit bis zur Schlauheit, aber auch vorsichtig bis zum Mißtrauen.

* * *

Neben dem Handelsinn steckt aber auch viel Kunstfertigkeit in diesem Völklein, und seine kirchlichen Schnitzereien haben einen Weltruf! Man muß sich die Grödner Schnitzerei nicht etwa als dilettantenhafte Gelegenheitsindustrie vorstellen, sondern sie ist heute eine Kunstindustrie im größern Stile, deren Umsatz in die Hunderttausende geht, mit allen Vorteilen einer solchen Industrie und mit einigen Nachteilen auch wieder. Sie hat heute ihre über große Reichtümer verfügenden Großindustriellen beziehungsweise Kaufleute, wie jede andere, und wer sich zum Beispiel in Herrn Burger in St. Ulrich, dessen Inserate auch schweizerische Zeitungen bringen, einen Bilderschnitzer vorstellt, der mit einigen Gehülfen in seiner Werkstatt hantiert, würde sich gewaltig täuschen. Das ist ein en gros Haus, so gut wie eines in der st. gallischen Stickerie; es hat seine Korrespondenten in allen Sprachen der civilisirten Welt.

Früher war es ganz anders. Früher war jeder Grödner Schnitzer sein eigener Kaufmann. Ob er nun religiöse Figuren schnitzte, oder Schäfchen, Leuen und anderes Gethier, oder sonstigen Schnitzschnack für große und kleine Kinder, war er der selbständige Verkäufer seiner Waren, sei es, daß er sie durch Angehörige verhaufsieren ließ oder in Läden benachbarter Städte lieferte.

Mit der Entwicklung der Industrie wurde es nach und nach anders; aus dem einst selbständigen Schnitzer wurde einer, der sich ungefähr in dem Verhältnis befindet, wie der ostschweizerische Einzelsticker dem Großkaufmann gegenüber. Er arbeitet wohl in seinem eigenen Heim, mit eigenem Werkzeug, aber nur für den Lehtern, nach dessen Aufträgen und oft mit dessen Rohstoffen.

Wohl ist dadurch die künstlerische Leistungsfähigkeit der Grödnerschnitzerei im Durchschnitt bedeutend gestiegen, aber die sociale Selbständigkeit — wenn auch nicht die Wohlhabenheit — dieses Theils der Bevölkerung hatte die Kosten zu begleichen.

Das alte eiserne Gesetz des industriellen Fortschritts, industrieller Entwicklung, das anderwärts die individuellen selbständigen Kleinbetriebe zu Gunsten der großen vernichtet, hat sich auch in diesem stillen Bergthale Geltung verschafft, wenn man auch nicht die Spur von etwas bemerkt, das den Namen Proletariat in unserm Sinne verdient.

Bemerkt sei noch, daß der Gründer der Grödnerschnitzerei Dom. Vinazer von St. Ulrich war, der sie zu Anfang des letzten Jahrhunderts einführte. Um sie auf der Höhe zu erhalten, besitzt St. Ulrich heute eine sehr gut eingerichtete k. k. Kunst- und Schnitzerschule.

Früher hatte das Thal auch noch eine ziemlich ausgedehnte Spizenklöppelei, welche aber nun so gut wie ausgestorben ist, — so sagte man mir wenigstens.

Trotz seiner Handels- und Künstlernatur bleibt aber der Grödner im Innersten seines Wesens doch immer der Bergbauer, dessen Scholle ihm das liebste ist. Das sieht man an den gut erhaltenen Wiesen und Feldern und an den proper gehaltenen Ställen.

Ueber sonstige charakteristische Eigenschaften dieses etwa 4000 Seelen zählenden Thalvölkchens bietet sich im Laufe der folgenden Kapitel Gelegenheit zu plaudern.

6. Die gröbnerische Sprache.

Die Gröbner Sprache! Der Volkswitz in der Umgebung des Gröbnerthales erzählt von ihr: „Als der liebe Gott den Engel ausfandte, um jedes Volk mit einer Sprache zu beschenken, da hätte dieser eine zu wenig bei sich gehabt, da man im Himmel in der Eile an die Gröbner nicht gedacht habe. Der Engel sei dann schleunig in den Himmel zurückgekehrt, um auch noch für das Gröbner-völklein eine Sprache vom Herrgott zu erbitten. Als er zurückkehrte, hätte aber der Teufel sich dieses Versehen des Himmels schon zu nuze gemacht und den Gröbnern eine seiner Sprachen geschenkt, und der Engel war — zu spät. Denn als er wieder bei den Gröbnern anlangte, konnte er sie so wenig mehr verstehen, wie andere nicht gröbnerische Menschen.“ Nebenbei bemerkt, ist dieser Volkswitz insofern interessant, als er sich ziemlich genau mit demjenigen deckt, was der spanische über die Sprache der Basken sagt.

Item! Kauderwelsch ist die Sprache, Kauderwelsch aus dem ff; aber sie klingt nicht unschön, ähnlich wie das bündnerische Romanisch.

Himmel, was haben die Düsteler unter den Gelehrten ein halbes Jahrhundert lang wegen dieser Sprache gehadert, sogar Hebräisch, Assyrisch und Altfranzösisch wollten einige von ihnen darin mit dem Mikroskope ihres Schnüffelsinnes entdeckt haben, bis sie sich schließlich doch in das ergeben mußten, worein sich zu ergeben ihnen stets entsetzlich sauer wird, nämlich an das Nächstliegende sich zu halten. Es ist auch begreiflich. Was hätte es für die Düsteler in der Gelehrsamkeit für einen Wert, gleich auf das Natürlichste loszugehen; denn nach den Gesetzen der Logik muß man doch erst über alle nur denkbaren Unnatürlichkeiten hinüberstolpern, um erkennen zu können, was natürlich ist, in

diesem Falle, daß die Sprache der Grödner eben ein Ueberrest eines alten rhätischen Idioms ist.

Ich will die verehrlichen Leser nun nicht mit einer linguistisch-grammatikalischen Abhandlung über das Grödnerische langweilen. Für seine Präzision spricht zum Beispiel der Umstand, daß das Wort Kind muta heißt, wenn es ein Mädchen und mut, wenn es ein Knabe ist, obwohl für Knaben und Mädchen wieder specielle Wörter vorhanden sind; ebenso erhält das Wort Mensch eine weibliche Endung, wenn es um ein Weib sich handelt, desgleichen die Zeitwörter; heißt es zum Beispiel beim Mann: ich bin gegangen, ie son git, heißt es beim Weibe ie sono gita. Ich hatte mir einige Deklinationen und Konjugationen aus der seltenen Grammatik herausgeschrieben, habe aber, wie es so geht, die bezüglichen Notizen so gut aufgehoben, daß sie nicht mehr zu finden sind.

Um eine Sprachprobe zu geben, sei daher zu Steub Zuflucht genommen, der auf Seite 440 eine Anekdote in Grödnerisch wiedergibt, worin erzählt wird, wie eine junge Magd ihre Herrin bat, ihr eine Aussteuer zu schenken, damit sie einen Bräutigam bekomme. Die Herrin habe ihr dann zwanzig Thaler gegeben. Einige Zeit darauf habe die Erstere verlangt, das Mädchen möchte ihr nun auch den Bräutigam zeigen. Es geschah; aber dieser Bräutigam war das Urbild aller Höflichkeit. „Mein Gott, wie konntest Du ein solches Scheusal zum Geliebten nehmen?“ rief die Herrin entsetzt. „O, meine Signora,“ antwortete das Mädchen, „was konnte ich für zwanzig Thaler besseres erhalten?“

[In Steub heißt diese Geschichte nun also:

Una muta schöuna, che avova vuöja de se maridè, a tshiappà da si segniöura vint toleri per se fè la dota. La segniöura a ulú udei l' növitsch. La muta l'a prsechentà. Chest fova ung buser, curt, gross, stramb,

melfatt i burt assè. Prest sche la segnioura l'a udù, s'a la fatt maruöja i disch: o per l' amor de Die; chest tu es liet ora per ti növitsch i per ti uem? Co t' es pa pödü inamurè d' una tel persona? O mi segnioura, respuend la muta; tsche cosa pong avei de bel per vint toleri.

Dagegen seien einige andere Seiten in Bezug auf diese Sprache hervorgekehrt, darunter speciell die psychologische. Der Grödner weiß in seiner Sprache alles mögliche zu reden und sie schnurrt ihm von der Zunge wie ein Spinnrad; aber er — der fromme, gottesfürchtige und kirchliche Mann — kann in seiner Sprache nicht beten. Außer dem Vaterunser, Glaube, Liebe und Hoffnung besitzt er kein Gebet in ihr, hat keinen Liederschatz, keine Sagen, keine Märchen in derselben. Es ist eine Sprache ohne jegliche Litteratur, ohne eine jeßige, ohne wesentliche Spuren einer frühern, eine Sprache ohne Grammatik; denn wohl ist 1860 eine solche herausgekommen, aber nur noch in ganz seltenen Exemplaren zu finden.

Sie haben also eine Sprache, die sich nur von Mund zu Mund forterhalten hat. Die Amtssprache im Grödnerthal ist Deutsch; deutsch wird Recht gesprochen, deutsch die amtlichen Erlasse publiziert; die Kirchensprache dagegen ist Italienisch; italienisch wird gepredigt; italienisch sind die Gebetbücher, und italienisch wird gebetet. Zu Hause aber unter sich spricht der Grödner sein liebes Ghreinisch und nur dieses. An ihm hängt er mit jeder Faser; es ist in seinen Ohren die wohlklingendste Sprache, in seinen Augen die beste. Die lebendige Fortpflanzung dieser Sprache als eigentliche Volkssprache trotz der Umgebung, trotz Jahrhunderte altem Gebrauch des Italienischen als Kirchen- und des Deutschen als Amtssprache, ist ein Beweis für die Zähigkeit dieses etliche tausend Köpfe zählenden Volkes, eine Zähigkeit, die um so hervorstechender ist, als der Grödner wieder etwas unleugbar Schmiegsames und Elastisches besitzt.

Er liebt aber seine Sprache nicht nur aus historischem, traditionellem und Stammesfinn, sondern ganz hervorragend auch aus Geschäftsfinn. Des Deutschen und Italienischen zum voraus mächtig, sieht er einen praktischen Vorteil darin, noch über eine Sprache zu verfügen, die außer ihm niemand versteht, die ihm gestattet, in Gegenwart Fremder die heikelsten Geschäftssachen zu besprechen, und welche ihn vor jeder Verlegenheit bewahrt, die jedesmal eintritt, wenn man in Geschäftssachen noch schnell konferieren sollte und doch nicht kann, weil andere dabei sind.

Wie der Jude, befindet sich auch er in der Vorzugsstellung, die Sprache anderer zu beherrschen, aber noch eine dazu, welche diese andern nicht kennen. Es ist nun richtig, daß der Grödner diesen Vorteil bedeutend überschätzt, denn er schrumpft in der Gegenwart je länger je mehr zusammen.

Und nun möchte ich noch die Sage korrigieren, welche eingangs über die Sprache Grödens mitgeteilt wurde. Nachdem ich dieses heimelige, eigenartige, wackere Völklein gesehen und kennen lernte, da hat mir geträumt, es sei anders zugegangen mit seiner Sprache und zwar so: Der Engel, von dem die Rede war, war in den Himmel zurückgekehrt und habe zum lieben Gott gesagt: „Du, lieber Gott, hier bringe ich noch einige Sprachen zurück, die überflüssig waren, und doch bitte ich dich um noch eine. Sieh', bei meinem Fluge über alle Völker dahin, da habe ich ein wunderbares Thälchen getroffen und in diesem Thälchen ein gar seltsames, braves und gutes Völklein. Gib mir, lieber Gott, für dieses Völklein eine eigene Sprache, eine Sprache, die niemand versteht, als nur es. Dann bleiben seine schönen Eigenschaften, seine reizende Eigenart erhalten und sie werden nie verschwinden in der Auflösung eines großen Sprachkörpers.“ Und der liebe Gott that ein Ein-

sehen und gab den Grödnern eine eigene Sprache, die ihnen erlaubt, Grödner zu sein durch alle Jahrhunderte hindurch, und Grödner zu bleiben, bis unser Erdball altersschwach geworden ist, ein liebes eigenes Böklein, originell in jeder Regung.

7. Von den Dolomiten.

Und drittens die Dolomiten! Auch hier soll es keine gelehrte Abhandlung werden. Der Fachmann würde mit Recht lachen darüber, und andere, die näheres wissen wollten, finden Angaben in jedem Konversationslexikon.

Ihren Namen haben sie vom französischen Mineralogen Dolomieu, welcher diese Gebirgserscheinungen zu Ende des letzten Jahrhunderts zum erstenmal näher bestimmte. Das Gestein besteht aus einer für Verwitterung leicht empfänglichen Verbindung von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia; es ist in der Struktur meist aus kristallinisch-körnigen Teilchen zusammengesetzt, die bisweilen ins Schuppige, Erdige, seltener ins Dichte verläuft. Es ist weiß, gelblich und gräulich, durchscheinend bis undurchsichtig perlmutterglänzend und auch wieder ganz matt. Obwohl Dolomiten vereinzelt überall vorkommen, in der Schweiz zum Beispiel in Graubünden, Tessin und unseres Wissens auch im Wallis, so versteht man unter den „Dolomiten“ im touristischen Sinn doch nur das Gebiet, welches im Süden von der venezianisch-lombardischen Tiefebene begrenzt wird, im Westen von dem Gisack und zum Teil von der Etsch, im Osten von der Piave und vom Sextenerthal und im Norden vom Rusterthal.

Die bezeichnendsten Erscheinungen der Dolomiten sind nach der prächtigen Schilderung des namhaften Tirolerforschers Roé „die Abwechslungen, welche die Verwitterung

in den Linien der Berge hervorbringt und welche bewirkt, daß in keinem andern Teil der Bergwelt so viele spitze Hörner, Zacken, Pyramiden, Kegel, Zuckerhüte, Türme, Zähne, Rhomboeder und Nadeln nebeneinander stehen. Der große Unterschied der Gletscherwelt der Alpen und der Dolomiten ist vielleicht darin zu suchen, daß dort ein tosendes Leben durch die Tiefe wallt, daß aus den unzerstörbaren Eismagazinen laute Bäche in Gestalt von Wasser und zersplittertem Schaum über die Wände stürzen, daß es allenthalben gröhlt und donnert von Wellen, welche eben ihren Kreislauf beginnen — zunächst zum Meer, dann zum Himmel und alsdann wieder in die eisigen Beete. In den Dolomiten dagegen regt sich wenig. Viele Wasser senken sich gleich den Bächen und Flüssen des Karstes in den leicht verwitterten Fels ein, gleiten nicht als schaumiger Sturz über seine Steilflächen ab, sondern nehmen ihren Weg unterirdisch und kommen einzeln in der Thalsohle als flußähnliche Quellen zum Vorschein.“

Die Besteigung der Dolomiten im größeren Stile datiert erst aus den siebziger Jahren; die ersten, sehr partiellen wissenschaftlichen Untersuchungen über sie veröffentlichten Leopold v. Buch und Alexander v. Humboldt im ersten Viertel dieses Jahrhunderts.

8. Durch St. Ulrich.

In wenig Minuten ist das Dorf St. Ulrich erreicht. Schauten nicht hoch vom Horizonte herab die Gipfel der seltsamen Riesen in das Thal hinein, man könnte sich in ein außerrhodisches Dorf versetzt glauben, hat doch alles den Anstrich des Propern, ja selbst des Gepökelten, und bei jedem der blanken Häuser und Häuschen ist auch beinahe immer ein wohlgepflegtes Gärtchen. Ueberall sickers aber der Schnitzler

durch, der dem Ort das eigentliche Gepräge verleiht und nicht die zahlreiche Touristenwelt.

Im einen Garten finden wir, auf eine Kiste gestellt, eine Statue des hl. Petrus; sie soll in der Sonne noch völlig austrocknen, ehe der Maler das Werk des Schnitzlers vollendet. Müßte ich sie kaufen, ich zöge sie so vor, denn es ist eine schöne Arbeit, die im reinen Holzton mehr zur Geltung gelangt, als wenn sie mit einem halben Duzend greller Farben übermalt ist. In andern Gärten sieht man andere Statuen, bald ebenfalls noch unbemalt, bald bereits grundiert oder auch schon ausgemalt. So geht es das ganze lang gezogene Dorf hindurch. Bis man an seinem Ende angelangt ist, muß man so ziemlich den halben Heiligenkalender Revue passieren lassen. Vor einem Atelier sah ich einen prächtigen St. Jörg; ich fragte, was er kostete. „150 Gulden“, war die Antwort. Das Werk war den Preis wert, aber der hl. Jörg kam doch nicht nach St. Gallen.

Was überall wohlthuend berührte, war die würdige Behandlung dieser Gegenstände in den Ateliers. Es geschieht ja leicht, daß man im Atelier vergißt, was sie vorstellen und zu was sie dienen sollen. Aber es verlegt jedesmal, an solcher Stelle solche Gegenstände in buntem Untereinander zu sehen, hier einen Kopf unten, dort Füße nach oben. In jeder Werkstätte, in welche man eintrat, und wo man überall freundlich willkommen geheißen wurde, war auch auf diese Seite Bedacht genommen; man fühlte, diese Leute wußten, was sie schufen, und schafften es im frommen Glauben und mit ganzer Ueberzeugung. Es arbeitet sich leichter und alles gerät besser so.

Um dieses Kapitel ein- für allemal abzuschließen, sei bemerkt, daß ich am Nachmittag zwischen St. Ulrich und St. Christina in ein Bauernhäuschen kam, wo Mutter und Tochter schnitzten. Es war eine ganze Lust, zuzuschauen,

wie schnell Elephanten, Tirolerbauern und Bären mit Hilfe des Schnitzesens in roher Schnitzerei aus dem Holz herauschlüpften. Sie machten die gewöhnlichsten Kinderartikel, wovon das Stück nur einige Kreuzer kostete. Man konnte im Stübchen kaum einige Schritte thun, kaum einen Stuhl erwischen, ohne befürchten zu müssen, über den hölzernen Inhalt einer Arche Noah zu stolpern.

Ich hätte schon in den Werkstätten gerne nach den Verdienstverhältnissen gefragt und hier wieder. Eine instinktive Scheu hielt mich davon zurück und zwar zum Glück, denn nachher konnte ich hören, daß weder die Grödnere noch die Grödnerefrauen solche Fragen von Fremden lieben, und für derlei nationalökonomische Studien dritter durchaus kein Verständnis besitzen. Was würden die Leute geantwortet haben? „Was geht das den Herrn an! Was wir brauchen, haben wir und etwas dazu auch noch, nämlich ein eigenes Heim und eigenen Grund und Boden.“ Von dritter Seite vernahm ich dann, daß der tägliche Verdienst solcher Schnitzerefrauen fünfzig Kreuzer bis ein Gulden, je nach der Geschicklichkeit, beträgt.

9. Im Kranze einiger Damen.

Im „Goldenen Adler“ wird Mittagsrast gemacht. In einer Gartengallerie sind dukend kleine Tischchen sauber gedeckt. Eine bunte Welt sitzt darum, allerlei Touristenvoll, zwischen dasselbe hineingeprenkelt festhafte Kurgäste, ältere Herren und Damen.

An einem Tischchen geht es besonders lebhaft zu: Es sind vier junge Wiener Damen vom Theater, die dort Platz genommen haben, in Begleitung einer „Tante“, einer wahren Riesendame, mit Rinnbacken und einem Gesicht, die jedem zum voraus sein Schicksal andeuten, der es wagen wollte, ihren „Nichtlein“ etwa zu nahe zu treten,

die ihrem ganzen Gebahren nach immerhin schon recht flügge waren. Zwei Herren saßen dabei, ein junger Anwalt aus Linz und ein Doktor aus Bozen; wir haben nachher den „schwarzen“ mitkommen getrunken.

Linz? Was mag das arme Schwabenmädchen wohl jetzt machen, das auf der Fahrt nach Innsbruck so bitterlich weinte und nun schon einige Tage am Endpunkte der Jagd auf ihren Ungetreuen angekommen sein muß!

Die Gesellschaft war kurz vorher von der Seißeralp zurückgekommen, nach welcher sie in der Morgenfrühe aufgebrochen war. Die Damen hatten ganze Buschen Edelweiß mit heruntergebracht und es herrschte nur eine Stimme des Entzückens über die Herrlichkeit da oben.

Meine Achtung hatten sie, weil die verwöhnten Stadtkinder überhaupt eine solche Halbtagstour machen mochten, sie machen konnten und dabei einen so vorzüglichen Humor mit herunterbrachten. Es waren zierliche Dingerchen, deren feine Gesichtchen und Gestalten mit den genagelten Bergschuhen und dem nicht auf Eleganz berechneten Touristenkostüm in einem halb komischen, halb prickelndem Gegensatz standen. Die Damen waren schon einige Zeit hier und waren wegen ihres Frohmutes und anspruchslosen Humors die Lieblinge der Herren zwar freilich auch, aber was in diesem Falle mehr sagen will, auch die Lieblinge der Frauen, sogar der Matronen, und es hatte den Gesichtern nach sehr gestrenge darunter, mit goldenen Brillen und scharf blickenden Augen, aus jener Klasse würdiger Damen, die selbst zum Essen das Arbeitstäschchen mitbringen.

Scherzend machte man den Damen den Vorschlag, sie möchten sich in diesem Kostüm photographieren lassen, jede mit einem langen Strickstrumpf in der Hand und einer Brille im Gesicht. Der Vorschlag wurde lachend acceptiert; „aber nicht für heute,“ fügte eine neckische Brünette bei,

denn jetzt, verehrte Herren, empfehlen wir uns. Wir haben, um unsere heutigen Leistungen würdig zu belohnen, gestern Abend beim Konditor Erdbeerenglace auf heute Mittag bestellt.“ Und „husch“ waren die Naschmäuler fort!

Wie leicht regt sich das Vorurteil, in jedem jungen Mädchen aus einer Großstadt ein gekünsteltes, überspanntes Ding zu sehen, und in jeder jungen Dame vom Theater doppelt und dreifach! Wie anders es glücklicherweise noch recht oft in der Wirklichkeit ist, zeigte sich wieder einmal hier.

Die Erfahrungen, welche ich mit dem Touristenvolke hier und auch ferner im Grödnertale machte, riefen mir die Bemerkungen des Wienerarztes in Sterzing lebhaft in Erinnerung. Ich hatte ihn Gourmand genannt. Ein wenig Psychologe und Philosoph war er auch.

10. Bilder von der Straße weg.

Nirgends mehr als bei Touren soll das Wort „Rast' ich, so rost' ich“ striktes Leitmotiv sein, und man soll auch einer angenehmen Gelegenheitsbekanntschaft nicht zu viel Zeit opfern. Darum wieder auf den Marsch.

Der Weg weiter in das Thal hinein macht sich wie eine Promenade in großartiger Umgebung, die stets wieder vom Langkofel beherrscht wird. Von hier zeigt er noch immer die Stirnseite. Und was für eine! Der Berg kommt bald vor wie ein ungeheurer Zahn einer Urschöpfung, bald wieder wie die Ruine eines Riesenbaues, in dem einst ein Geschlecht hauste, das Welten schuf und zusammenschlug. Man sieht an ihm kolossale, oben gleichsam abgebrochene Säulen, so rund, als wären sie behauen, dann wieder riesige Erker und stolze Giebel. Eine majestätische Ruhe ist über den Berg ausgebreitet, an dessen Scheitel

sich ein Band ewigen Schnees wie ein königliches Diadem hinzieht. Sonst hätte keine Schneeflocke auf dieser Seite Raum, geschweige ein Schneefeld oder ein Gletscher, so schroff, so himmelanstrebend ist alles. Und unmittelbar von diesem stolzen Tode geht es zu blühendem Leben über, zu schönen Alpen, zu Bergwäldern, welche mit ihren Armen bis in die Wiesen der Thalsohle hinunterreichen.

Alle Augenblicke begegnet man einem Trupp Touristen, der thaleinwärts oder -auswärts wandert, dann wieder Leuten aus der Thalbevölkerung, Typen eines gesunden und schönen Menschenschlages. Das gilt besonders von den Mädchen. Was Steub in den vierziger Jahren von ihnen schrieb, erwahrt sich noch heute, sowohl in Bezug auf ihre äußere Schönheit, als auf ihre Bravheit. Man begegnet hin und wieder einer Gestalt, auf welche die Beschreibung einer Tochter von Urtschei paßt, die beinahe enthusiastisch lautet: „Es sind gar schöne Mädchen. Hoch und hehr gewachsen wie Brunhilde in den Nibelungen, mit den lieblichen Wangen von Gröden, reinlich, schmuck und züchtig in dunkle Farben gekleidet. Es ist etwas Vornehmes in diesen Mädchen und doch wieder etwas kindlich Liebliches; der Gesichtsschnitt hat etwas Antikes an sich, und die dunklen Augen bringen dasselbe noch mehr zum Ausdruck. Die Sittreinheit der Mädchen dieses Thales ist sprichwörtlich im ganzen Tirolerland; ebenso ihre sonstigen häuslichen Tugenden.“

Was die Frauen betrifft, so dürfen auch sie das hohe Lob noch heute beanspruchen, wie mir ein Priester in Bozen sagte, das Steub ihnen vor fünfzig Jahren erteilte, da er schrieb: „Sie ist eine Grödnerin,“ hört man oft von Stadt- und Landleuten mit einem Ausdrucke sagen, als enthalte dieses Wort alles, was sich an Treue, Ehrenhaftigkeit und löblichem Wesen an einer Hausfrau berichten läßt.

Unterdessen hatte ich einen ältern Thalbewohner eingeholt, einen eckigen, trockenen Mann. Auf die Frage, wohin er gehe, kam die Antwort: „Nach Dosses,“ und auf die weitere Frage, ob ich mich anschließen dürfe, erfolgte ein kurzes „Ja“.

Ich begann den Mann dieses und jenes zu fragen, fügte, um ihn gesprächiger zu machen, bei, ich käme aus der Schweiz und hätte nie geglaubt, ein so schönes Thal hier zu finden. Aber mehr als „So“ und „Ja“ war aus unserem Manne nicht herauszubringen. Dann ging es eine Weile schweigend nebeneinander.

Jetzt fing er zu reden an, sagte, er sei noch nie in der Schweiz gewesen, aber sonst schon in der Welt herumgekommen. Nun dachte ich: „Wie Du mir, so ich Dir!“ und sagte meinerseits kurz „So!“ „Ich bin in München gewesen!“ „So!“ „Und in Frankfurt!“ Wieder „So!“ „Auch in Köln!“ „So!“ Darauf sagte er etwas pustend: „Und auch in Rotterdam!“ Noch einmal „So!“ Da fing er zu lachen an und meinte, ich müsse nicht böse sein, man wolle sich die Leute doch erst ein wenig ansehen, bevor man gleich über alles Antwort gebe. Und nun erteilte er über alles, was man wissen wollte, freundlich Auskunft.

Er bemerkte, daß es noch recht manche völlig unverschuldete Heimwesen und Häuser im Thale habe. Banken brauchten sie nicht, denn der solide Mann bekäme auf Liegenschaften Geld zu 3, 3 $\frac{1}{2}$ bis höchstens 4 Prozent bei Einheimischen, „und der Lump braucht keins,“ fügte er bei.

Alles arbeite im Thale, auch der Vermögliche, und seine Kinder würden von Jugend auf gerade so gut an Arbeit gewöhnt, wie diejenigen des weniger Bemittelten und Dürftigen. — In manchem Hause, worin Mutter und Kinder in jeder freien Stunde schnitzten, herrsche ziemlicher Wohlstand. Darum arbeite aber doch alles. Dann lasse

man es sich aber auch wieder wohl sein, wenn der Augenblick dazu da sei, denn Kopfhänger seien die Gröbner nicht, sondern ein lustiges Böklein, das etwas draufgehen lasse beim gegebenen Anlaß.

Wir kamen dann auf die Sprache zu reden. Er bemerkte, daß wir gleich an ein Haus kommen würden, in welchem es eine Grammatik habe.

Wir waren so plaudernd ein schönes Stück über Santa Christina hinausgekommen, und da war auch schon das Haus „mit der — Grammatik“. Es war ein Bauernwirthshaus. Ich lud den Mann zu einem Glase Wein ein, was er annahm; er selber bestellte aber zuerst einen Brantwein. Als ich ihm das Glas hinschob, bemerkte er, ich solle erst einen Schluck Brantwein nehmen; wir seien in der Hitze etwas stark gelaufen, und da sei es nicht gut, sofort Wein zu trinken, denn man bekomme leicht den Katarrh. Der Schluck Brantwein dagegen verteile „die Hitze auf dem Herzen“ und nachher mache der Wein nichts.

Der Mann hatte recht, und ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, ihm für seinen Rat zu danken, der sich auf eine lange Erfahrung stützt und überall hier im Thale befolgt wird, obwohl der Gröbner durchaus kein Schnapsbruder ist.

Jetzt brachte die Wirtin auch die Grammatik, aus der ich einige Notizen machte. Unterdessen traten zwei andere Gröbner ein. Hatte mein origineller Cicerone mir bis jetzt viel freundliche Aufmerksamkeit zugewandt, so existierte ich von nun an nicht mehr für ihn, ausgenommen, als er mir die Hand zum Abschiede reichte mit einem traulichen: »Buona sera, Signor!«

Die drei Gröbner begannen sofort mit einander zu welschen, daß alle Waschweiber und alle „Mädchen am Brunnen“ über solche überlegene Zungenfertigkeit hätten schamrot werden müssen. Eine ähnliche Erfahrung wie mit meinem Rotterdamer, machte ich auch in Santa

Maria, wo ein junger Kurate unter anderem berichtete, es sei eine Eigentümlichkeit des Grödners, daß er, so freundlich er auch einem Fremden Auskunft erteile, für diesen weder Auge noch Ohr mehr habe, wenn ein anderes Grödnerkind dazu komme und die beiden zu trättschen begännen. Lustigerweise konnte ich unmittelbar darauf die Thatsache an Hochwürden selbst konstatieren, für den ich wie weggeblasen war, als vier junge Grödnerburschen dazu kamen.

In Dosses ist die Umgebung noch großartiger! Der Langkofel zeigt seine breite Schläfenseite, die nicht minder romantisch als die Stirnseite ist; daneben tauchen aber nun rundum Spitzen, Zacken und Säulen in Niefenformen auf. Das Bild, das Noé von den Dolomiten entwirft, hat im ganzen Umfange, in ganzer Großartigkeit Gestalt angenommen.

Man ist in einer Welt voll imposanter Eindrücke; ein Stück Schöpfungsgeschichte thut sich auf, geheimnisvoll und erhaben zugleich; der Geist fliegt um Jahrhunderttausende zurück zum Weltenwerden; denn wie Denkmäler aus dieser Periode steht diese Bergwelt vor uns! Um des ganzen Eindruckes teilhaftig zu werden, soll man sich die Zeit nicht reuen lassen und eine kleine Anhöhe nördlich von Dosses besteigen.

Zwischen Santa Christina und Dosses steht man rechts das Schloß Wolkenstein, wo der Minnesänger Oswald von Wolkenstein im fünfzehnten Jahrhundert hauste. Trotz aller Verehrung für sein Minnesängertum ist die Gestalt politisch keine absolut freundliche, für einen Schweizer wenigstens nicht, wenn ich mir auch mußte sagen lassen, daß er freilich ein stolzer Feudaler, aber doch stets ein kirchentreuer Katholik war. Man erinnert sich, wie der „Herzog Friedel“ — Herzog Friedrich mit der leeren Tasche — einen tapfern Kampf für seine Tirolerbauern gegen den Adel führte, wofür sein Andenken freilich noch heute im Volke ein gesegnetes ist, denn

der „Herzog Friedel“ ist auch jetzt einer der meist genannten Namen in der Geschichte, wie sie beim Volke fortlebt.

Zu seinen größten Gegnern im Kampfe für das Volk gehörte aber gerade der Wolkensteiner, wozu ihn freilich die Haltung des Herzogs gegenüber dem Papst mitveranlassen mochte.

Bei diesem Anlasse sei auch bemerkt, daß manches schweizerische Schulgeschichtsbuch, worin Herzog Friedel bis jetzt als eine beinahe lächerliche Figur gezeichnet ist, diesem Manne einmal eine gerechtere Würdigung dürfte zu teil werden lassen, indem es auch mit einem Satze erwähnte, wie treu dieser Fürst zu seinen Bauern stand und wie tief diese ihn dafür verehrten. Das hinderte ja nicht, die kirchenpolitischen Verirrungen des Herzogs dennoch ungeschminkt zu zeichnen.

11. Sinten in Santa Maria.

Gegen Abend wird Santa Maria, das hinterste Dörfchen im Grödnertal, erreicht, ein properes Bergnestchen, circa 1600 Meter hoch gelegen und mitten in Alpenwiesen und Alpenwald steckend, der mit kräftigem Harz- und Moosgeruch die Abendluft schwängert.

Zunächst geht es in das Gasthaus zur Post, das einzige im Dörfchen, um sich ein Zimmer zu sichern und einen Fmbis mit der immer vorzüglichen Veroneser Salami zu sich zu nehmen. Man trifft diese Königin der Würste nirgends so gut wie im Tirol, dort aber beinahe überall gleich guttös.

Nachher wird noch ein wenig flaniert! Man kommt an einem kleinen, saubern, einstöckigen Gebäude vorbei; am Portale stehen die Worte „Turn- und Feuerwehrtalle von Santa Maria“ und darunter die Inschrift: „Gott zur Ehr' und den Menschen zur Wehr.“

Man war gleichen Gebäuden auch in St. Ulrich und St. Christina begegnet, dasjenige in Santa Maria zeigte aber erst so recht das System, welches durch sie zum Ausdruck kommt. Es ist ein gutes, und ich wünschte, daß die Zeit auch bei uns kommen möge, wo in Realp zu oberst im Urnerland oder in Oberwald im Wallis ein solch' schmuckes Gebäude sich fände mit der Ueberschrift „Turn- und Feuerwehrrhalle“.

Daß das Turnen weder der Originalität noch den häuslichen Tugenden eines Völkchens Eintrag thut, dafür ist ja gerade das Thal von Gherdeina Zeuge, wo man auf jedem Schritte der Fleisch gewordenen Eigenart begegnet.

Auf dem gut unterhaltenen Friedhose findet man auf den Grabkreuzen alle Inschriften in italienischer Sprache. Beim Durchlesen der Namen glaubt man sich bald nach Spanien, bald aber auch wieder nach dem Bündnerland und dann manchmal wiederum in die deutsche Urzeit versetzt, so seltsam klingen viele Geschlechtsnamen. Beim Totenkult fällt die Vorliebe auf, die Gedenktafelchen für Tote mit Kränzchen von Zeugblumen in recht grellen Farben und mit Goldflitter zu schmücken.

Die neue Kirche von Santa Maria ist für ein solches Bergdörfchen ein wahrer Edelstein. In einfacher und reiner Gotik harmonisch gebaut, hat sich die grödnertische Schnitzerei in den Altären gar hübsche Denkmäler gesetzt darin. Dabei ist die Kirche sauber unterhalten; das ist alles so staubfrei, daß zu wünschen wäre, manche Leute möchten beim Sakristan von Santa Maria Unterricht in Bezug auf reinlichen Unterhalt von Gotteshäusern nehmen.

Auf einer Gedenktafel ist zu lesen, daß ein wackerer Bürger von Santa Maria — ein Herr Sanoner in Paris — durch reiche Spenden den Grundstein zu diesem schönen Tempel legte.

Neben der Kirche liegt eine spiegelglatte Bergwiese, die sich sammetartig und wohligh kühl anfieht. Man empfindet in den Füßen, die vom vielen Laufen zu brennen angefangen haben, eine wahre Sehnsucht nach dieser Kühle. Wozu aber sich genieren im Zeitalter der Kneippkuren? Man zieht kurz entschlossen Schuhe und Strümpfe aus und tritt einige Minuten nach Herzenslust barfuß im Grase herum, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Und das thut gut.

Ich bin sonst kein sonderlicher Freund der Kneippkuren und habe etwas vom „Grugel“ des guten Onkel Bräsig vor dem vielen „Wasser“, im Bewußtsein, daß wenn die Schöpfung den Menschen zu einem halben Amphibiumsleben bestimmt hätte, sie ihm in ihrer Weisheit und Güte auch die nötigen Schwimmhäute an Zehen und Fingern würde verliehen haben. Es läuft bei ihnen auch viel Quacksalbermäßiges, Unverständiges und Exaltiertes mit unter, wenn sie nur so auf eigene Faust unternommen werden. Aber in einzelnen Fällen sind sie doch gut!

12. Die Dolomiten im Mondglanze.

Die Sonne ist hinter den Felsenzinnen verschwunden. Nun nehmen die steinernen Ungeheuer auf einmal Leben an. Erst schwach, dann zunehmend wärmer erstrahlen sie in einer immer lebhafteren Beleuchtung, je nach der Färbung des Gesteins, hier leuchtend gelb, dort zart lila, bis zum kräftigen Violett; es ist, als ob wieder das alte Feuerdasein in ihnen aufleben sollte, als ob sie wieder zu glühen begännen, wie damals vor tausend und tausend Jahren, als sie die Bande der Erdrinde sprengten im Heimweh nach ewigen Sonnengluten. Einige Vorsprünge sind in glühendes Rot getaucht, das seitwärts und nach unten mattere Färbung annimmt, um im Schatten naher Schründen oder im Felssockel sich ganz zu verlieren.

Zwei Stunden später ist das Bild wieder ein ganz anderes. Der Vollmond hat die Landschaft mit silbernen Lichtwellen überzogen. Es liegt wie flüssiger Silberglanz über den kleinen Häuschen, über den Wettertannen der nahen Wälder und über dem Grün der Bergwiesen.

Aber nun erst die Dolomitenkegel!

Das ist die Beleuchtung, die ihrem Charakter, ihrem ganzen geistigen Wesen, um ein gewagtes Wort zu gebrauchen, am besten entspricht. Wer die Fernedagruppe in ihr gesehen, wird das Bild nie mehr vergessen. Das war die zur Verkörperung gewordene ideale Mondlandschaft, wie man sie in neuesten astronomischen Werken abgebildet findet, dieselben zu Stein erstarrten Feuerstrahlen mit den Geröllflächen zu Füßen, die wie riesige Schleppen königlicher Gewänder in diesem Lichte sich ausnehmen; es ist dieselbe majestätische Erstarrung, die gleiche geisterhafte Ruhe. Und wie dort einst Leben war, wo nun alles Tod zu sein scheint, so war es auch einst hier, denn tausend und tausend Versteinerungen legen davon Zeugnis ab. Während aber dort die Leblosigkeit zu einem fürchterlichen Totenbilde sich gestaltet, in welchem keine Linie, kein Hauch zu finden ist, die nicht seine Herrschaft kündeten, webt hier schon am Ende der Geröllfelder die Natur sattes, warm pulsierendes Leben, singt den Siegeslied dieses Lebens über den Tod, baut einen Schutzwall gegen die Erstarrung und umgürtet sie damit, als ob sie ihr zurufen wollte: „Bis hier und nicht weiter!“

Und doch wird im Laufe der Jahrtausende der Augenblick kommen, in welchem dieser Haltruf ohnmächtig verklungen, der Schutzwall von heute bersten und jenes Prinzip Sieger auf dem Erdball sein wird, welches diese ungeheuerlichen Zacken und Zinnen und Nadeln und Türme künden. Die Dolomiten im Vollmondglanze sind Zeugen

für das, was einst war, und für das, was dereinst werden wird.

Als ich einige Wochen später die prächtigen Vorträge der Herren Professoren Diebold und Moser in St. Gallen über die neuesten Mondentdeckungen hörte, da tauchte vor den Augen wieder die Fernedagruppe auf, in jener unbeschreibbaren Majestät, welche der Menschen Seele erschauern ließ, da sie an der Leiche eines Alexander des Großen, eines Cäsar oder Napoleon I. standen.

„Es ist da so unfäglich feierlich,“ meinte die Gattin eines Berliner Professors, eines gebornen Rheinländers. Wir hatten das Bild stille zu dritt vom Holzbalkon des Speisezimmers aus betrachtet. — — —

13. Typen aus der Touristenwelt.

Das war ein liebenswürdiges Paar, dieser Berliner Gelehrte mit seiner Dame, geistig wirklich vornehme Leute. Er hatte die Schweiz schon mehrfach bereist und zeigte eine freundschaftliche Gesinnung für sie und ihre Institutionen, stimmte aber doch in einer Parallele zwischen hier und dort in manchem mit dem überein, was der Wiener Arzt in Sterzing gesprochen hatte.

Einen ausgesprochenen Gegensatz zu diesem Paar bildete ein anderes, d. h. die eine Hälfte davon. Pustend und kollernd, wie ein Puter, kam in Begleitung einer anmutigen Tochter ein kugelrunder Herr in das Speisezimmer, stachlig und borstig in Haar und Bart, stachlig in Blick und Wort, grätig in jeder Bewegung, so ein schwarzer Zornerich, das getreue Abbild einer Statue auf einem Seitenaltar der St. Michaelskirche in Zug, vor der wir als kleine Buben uns so sehr fürchteten. Man hatte ihm, weil schon alles besetzt war, kein Zimmer im Gast-

haufe geben können und mußte ihm zwei außer dem Hause anweisen.

Das war die Ursache des folgenden Spans: „Und mit einem solchen Zimmer soll sich meine Tochter begnügen?“ „Aber wir haben kein anderes mehr, Herr,“ entgegnete das Wirtstöchterlein, eine hübsche Alpenblume. „O Papa, ich bin ja ganz zufrieden, daß wir überhaupt noch Zimmer fanden,“ suchte das eigene Fleisch und Blut den jähzornigen Vater zu beschwichtigen. Noch grimmiger brummte dieser nun: „An den Papa denkt man natürlich nicht, wenn man nur selber zufrieden ist.“ „Aber, Papa, dann können wir ja tauschen.“ „Fehlte mir gerade noch, in ein solches Loch zu gehen!“ wetterte der Herr.

Dann bestellte unser Meister Grimmbart das Nachessen, was zu einem neuen Zornesausbruch führte. „Machen Sie, daß Sie mit dem Kartoffelsalat wegkommen,“ knurrte er den Wirt an. „Der Herr haben doch Salat bestellt,“ antwortete der Wirt bescheiden. „Salat, Salat,“ maulte der andere, „was heißt das, grünen Salat will ich und nicht Kartoffelsalat!“ „Solchen gibt es zu dieser Jahreszeit hier nicht.“ „Nicht einmal grünen Salat haben Sie?“ meinte der Brummbar verächtlich, riß zugleich dem Wirt die Schüssel mit Kartoffelsalat aus der Hand und hat dann ihren Inhalt auch richtig bis auf die letzte Krume zum Braten mit gesegnetem Appetit verzehrt.

Der Herr gehört offenbar zu jenen, die der Aerger gesund und denen er Appetit macht, wie dem lieben Onkel Bräsig, mit dem Unterschied, daß dieser sich nur an den Hauerjungs und jeweilen nur vor dem Mittagessen ärgern wollte, während der andere es sichtlich auf alle Wirtskleute abgesehen hat und das Geschäft ohne zeitliche Begrenzung vom Morgen bis in den Abend betreibt.

Der kann sich freuen, wer diesen Grimmian einmal zum Schwiegervater erhält, der sicherlich mehr als zwei

Schwiegermamas leiſtet. Und doch gäbe ſein Töchterlein unzweifelhaft ein prächtiges Frauchen.

14. Bei vier jungen Grödnnerburſchen.

Der Abend bot noch eine freundliche Ueberrafchung. In das Zimmer nebenan ſtürmten vier junge Grödnnerburſchen herein, geſundheitsſtrohende, kräftige Geſtalten in der Feſttagſtracht: Halbschuhe mit Neſteln, weiße Strümpfe, kurze Sammethoſen mit einem breiten Gurt, Bruſttuch mit Trägern, und darüber eine prächtige ſilberne Kette mit einem ganzen Geröll von Thalern.

Sie kamen von einer Hochzeit, und zwei hatten Zithern bei ſich. Nachdem ſie Bier und Cigaretten hatten kommen laſſen, wurden die Zithern, eine Schlag- und eine Streichzither, ſpielfertig gemacht. Und nun gab es ein Zitherkonzert, wie ich lieblicher und ſtimmungsvoller noch keines hörte.

Jedes Inſtrument kommt erſt in der für daſſelbe charakteriſtiſchen Umgebung zur ganzen Geltung, nimmt erſt dort die richtige Klangfarbe an, und in dieſe Landſchaft, in dieſe Stube, zu dieſen Leuten gehörten Streich- und Schlagzither. Hier war man in der Stimmung, alles, was in der Zither liegt, zu verſtehen, die man ſonſt als ein Stück Wimmerholz von oben herab anſah.

Unter den Fingern dieſer Grödnnerburſchen wurde Koſchat erſt der eigentliche Koſchat, mit ſeinen träumeriſchen, weichen Lieberbildern, mit dem „himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt“ in Alpenduft überſetzt, mit den Jauchzern und Jodeln und Trillern und Ländlern. Aus ſeinen Liebern ſchienen neue Blüten herauszuwachen, und auch kraftvoll und feurig klang es aus den ſonſt zimpferlichen Inſtrumenten heraus, als die beiden Spieler ein Potpourri

österreichischer Vaterlandslieder vortragen, mit „Du mein Oesterreich“ begannen, den leidenschaftlichen „Radetzky-marsch“ hineinschlochten und mit „Gott erhalte Franz, den Kaiser“ schlossen.

Nachher kamen noch einige Tänze aus Brett, und die beiden Nichtspieler wirbelten mit des Wirtes Töchterlein in einem Tempo durch die Stube, daß man glaubte, die Stühle ebenfalls tanzen zu sehen.

Hatten die Burschen während Spiel und Tanz von den ihnen andächtig lauschenden Fremden keine Notiz genommen, thaten sie es erst recht nicht mehr, als sie den Pausch begannen. Was ich bis jetzt schon in grödnerischer Zungenfertigkeit gehört hatte, hier wurde es weit übertroffen. Offenbar erzählten sie sich gegenseitig die Begebenheiten des Festes; dafür legte der Eifer Zeugnis ab, mit dem die Wirtstochter die Sopran- und der dicke Wirt die Basspartie in diesem Elsternsextett übernahmen. Ich hätte den Weinen des dicken Wirtes nur den zehnten Teil der Gelenkigkeit seiner Zunge gewünscht; das Gehen in den Keller wäre ihm weniger sauer geworden. Es hatte etwas ungeheuer Possierliches, diesen körperlich ungelentken Dickbauch mit der Zunge ständig Galopp tanzen zu sehen.

So eine Grödnerkehle und ein Grödnergaumen müssen übrigens eine ganz eigene Organisation besitzen, denn die Burschen hatten nebst Spiel und Tanz einen ganzen Dolo- miten von Schwag fertig gebracht, ohne mehr als ein Glas Bier zu konsumieren. Als sie bereits draußen, kam natürlich beinahe jeder noch einmal und zweimal hereingerannt, um dem Wirt oder seiner Christina zum allerletztenmal etwas zu sagen und die Brust noch ganz leer zu plaudern.

Da es morgen wieder zeitig fortging, verlangte ich die Rechnung, sie mag auch hier folgen: Salami, Brot, ein Viertel Wein 35 Kreuzer, Kalbsbraten, Salat, zwei Viertel Wein 60 Kreuzer, Zimmer 50 Kreuzer, Kaffee, Brot und

zwei Spiegeleier 35 Kreuzer, total 1 Gulden 80 Kreuzer. Das Essen war reichlich, sehr schmackhaft, der Wein vorzüglich, das Zimmer einfach, aber mit sehr gutem Bett. Um diese Preise richtig zu würdigen, vergesse man nicht, daß man in Santa Maria an einem Orte ist, wo der Fremde den Wirt notwendig hat.

Der Berliner Herr hatte mich eingeladen, morgen mit ihnen über das Sellajoch nach Campidello ins Fassathal zu gehen. Die Versuchung war groß, in so liebenswürdiger Begleitung jene prächtige Tour zu machen. Aber einmal hatte ich mir im Kopfe für ein anderes Jahr schon eine Tour von Bruneck aus in das Enneberg- und Badiathal, über das Grödnerjoch nach Santa Maria und von da aus über das Sellajoch nach Fassa zurechtgelegt, und anderseits wollte ich mir denn doch nicht immer das eigene Programm auf den Kopf stellen lassen, selbst um etwas Besserem willen nicht. Man kommt sonst in die moralische Position des bloß Geschobenen, auf welcher stets eine gewisse Depression liegt.

15. Auf der Fritzeralpe.

Und schön war's am andern Morgen auch, als man schon um halb acht Uhr morgens nach stark dreistündigem Marsche oben auf der Seißeralpe stand. Da lag sie vor uns, die ungeheure Wiesensee, mit ihren zehn Stunden im Umfang, eine kaum übersehbare, wellenförmige Fläche, die jetzt im Morgenthau mit Myriaden Brillanten übersät zu sein schien. Die zahllosen Sennhütten und Schweigen, d. h. Heuhütten, nehmen sich aus, wie hübsche Schiffe und Schifflein, und die Fichtenhaine, welche hie und da wieder das Alpenbild unterbrechen, wie Inseln.

Man sagte mir, die Alpe zähle über hundert Sennhütten und ebensoviel Heustadel als Tage im Jahr. Sie

soll sich durch einen ganz besondern Reichtum an Alpenpflanzen auszeichnen, und im richtigen Momente mag es da oben auch aussehen, wie auf einem Meere von Alpenblumen. Allein das war in der zweiten Hälfte August vorüber; die Alpe war zum größten Teil abgeheut; man begegnete wohl noch einzelnen Heuergruppen, doch das waren nur mehr im Abzug begriffene Nachzügler.

Ich möchte einmal einen Heuet da oben miterleben.

Wenn Hunderte und Hunderte von Menschen hier thätig sind, wenn die Lüste von tausend Jauchzern wiederhallen, wenn von links und rechts ein frischer Fodler den andern ablöst, vom Felsgehäng der Dolomiten ein duzendfaches Echo wiedertönt und ein Duft von Tausenden von Zentnern Bergheu die Luft erfüllt, ein Duft, der wie ein aromatisches Bad durch die Adern flutet, dann muß es einzig sein auf der Seißeralpe.

War das nun auch vorbei, so konnte man sich doch noch ganze Buschen Edelweiß verschaffen. Man hat hier nämlich nicht nötig, für diesen Stern der Felsen Schutzmaßregeln zu treffen, denn er wächst in unglaublicher Fülle, und wenn die Besucher auch ihre Hüte mit einem ganzen Kranz der lieblichen Blümchen zieren, so braucht man nicht zu befürchten, sie möchten der Ausrottung entgegen gehen.

An Aussicht bietet sich ein großartiger Blick auf neue Niesen unter den Dolomiten. Den Langkofel kennen wir; er wird flankiert durch den ebenfalls nahen circa 11,000 Fuß hohen Plattkofel; im Süden ragen die Roßzähne auf, im Norden Bigberg und Puflatsch, alles wunderliche Gessellen, einer anders als der andere und jeder wieder in duzend ungeheuerlichen Formen in sich selber anders. Im Westen aber hebt der Schlern sich ab, wie ein zu Stein gewordenes, ins Niesenhafte vergrößertes Urtier, aus jener Periode, da die Saurier die Erde bevölkerten;

er gilt als eine der geognostisch interessantesten Parteen, die es gibt.

Immer und immer wieder schweift das Auge zu den Bergen, die gleichsam aus diesem Alpenmeer auftauchen, wie urweltliche Ungetüme aus den Fluten einstiger Oceane, im Glanze der Morgen Sonne, im Spiegel des unabsehbaren Wiesenplanes aber doch wieder etwas beinahe Liebliches, Zartes und Duftiges haben; es schweift über den schimmernden Morgentau, der blau, lila, violett, rot und orange ineinander funkelt, und immer lauter jubelt es in der Brust: O wie lieblich, wie schön ist es hier; so „stille nah' und fern“, und doch ist es, als ob alle die Taupropfen zu Millionen krystallinen Glöcklein würden und ein Läuten anstimmten zum Preise des Ewigen, der diese Welt so schön gemacht, und das Murmeln der hundert Bächlein, welche die Alp durchfließen, zu einem Morgen-Chorale sich einigte, der frohlockend in den blauen Azur ruft: »Magna opera Domini; exquisita in omnes voluntates ejus. Confessio et magnificentia opus ejus et justitia ejus manet in saeculum saeculi!« „Groß sind des Herrn Werke; herrlich nach seinem Willen; lobwürdig und majestätisch ist sein Thun und seine Gerechtigkeit währet ewiglich.“

16. Typen aus dem Berggigerltum.

In einer Sennhütte findet man einen guten Wein und auch einige Eier zum Frühstück. Dann geht es weiter, um wieder die Thalsohle zu gewinnen.

Da kreuzen zwei wunderliche Gefellen, possierliche Kerlchen, den Weg. Ihre Füße stecken in einer Art Bergschuhen, die aber doch keine sind; die bescheidenen Wadeln umkleiden feine grüne Strümpfe, welche die Kniee frei

lassen, dann kommen Kniehosen mit Posamentier-Garnituren; eine Art salonisierte Zoppen decken den Oberkörper und Hüften mit Gensbart die hohlen Schädel; aus den Rockärmeln schauen Manschetten mit tellergroßen Knöpfen hervor; die Hände stecken in rotbraunen Glacés und halten Alpenstöcke mit Gemshörnchen obendrauf; ihre Hälse ragen aus mächtigen Stehkragen heraus, an denen eine pikfeine Krawatte befestigt ist. Der eine trägt ein goldenes Lognon, der andere ein Monocle, und beide sind der gleiche Hohn auf die Natur, die sie umgibt.

Das ist der Berggigel, *varietas superbus*.

Wir gingen stumm aneinander vorbei. Sie schauten mich von oben bis unten an mit ihren blöden, hochmütigen Gesichtern, ich sie von unten bis oben, und alle Wetter, es fing mich in den Händen zu krabbeln und zu jucken an, wie seit den Buben-Jahren nicht mehr. Von hier weg sah ich die Spezies nicht mehr bis Meran, dort aber in männlicher und weiblicher Auflage.

Es war im reizenden Garten des Café Marchetti in Meran, dieser Perle eines Restaurant-Gartens im Süden. Da saß in meiner Nähe auch ein ähnlich kostümierter Bursche und renommierte einen Herrn, der offenbar nichts von ihm wissen wollte, beständig an, daß es die ganze Umgebung hören konnte, er sei aus dem Toggenburg in der Schweiz, halte sich aber in Frankreich auf, sei ein Bergsteiger von Haus aus und hätte gestern die Muthspitze ohne Führer allein gemacht, mit welcher Leistung der Geck zu imponieren glaubte, während sie jedes gradgliedrige Frauenzimmer machen kann, wenn es nicht an hochgradiger Bleichsucht leidet. Ich hätte ihm, der unser schönes Toggenburg in der Welt draußen derart blamierte, gerne etwas vorgetoggenburgert, aber Zweck hätte es doch keinen gehabt.

Das war der Berggigerl, *varietas blagueur*.

Die Berggigerl-„Sie“ trafen wir in der Naif-Einsiedelei, einer lauschigen Wallfahrtskapelle mit einer Wirtschaft, eine halbe Stunde von Meran weg. Moidele titulierte sie „Frau Gräfin!“ Frau Gräfin trugen sich als Tirolerbäuerin, aber wie! Statt des schlichten Luches über die Brust war dort ein buntes Gemisch von Seide und Spitzen mit einer kleinen Fleischausstellung. Statt der einfachen Hemdärmel, welche die sonnenverbrannten Unterarme der Bäuerin zum Arbeiten frei lassen, quoll hier wieder so etwas wie eine Spizengarnitur über eine größere Fleischausstellung herunter; die erstere hatte offenbar nicht den Zweck, die sehr fetten Arme der Gräfin zu verhüllen. Der kurze Rock war dazu da, durchbrochene rote Strümpfe zu zeigen und als Unterlage für eine großblumige seidene Schürze zu dienen. Frau Gräfin ließen sich von Moidele ein Maß reichen und hantierten damit um den Altar der Kapelle herum, als wären sie Architekt.

Das war Gigerl, varietas „du bist verrückt, mein Kind“.

Gigerl, varietas asinus, war der Gräfin ihr Graf, ein langer, dürrer Kerl, die Füße mit Kneipp sandals angethan, dann natürlich auch Wadelsstrümpfe. Aus der Weste lugten Hemdenspitzen hervor, wie die Marquis des anciens temps sie trugen; auf dem Kopfe hatte er eine Art riesigen Farmerhut, der ein so blöhdummes Gesicht beschattete, daß man begriff, warum das Schoßhündchen der Gräfin es immer anbellte, als wäre es der Vollmond. Weiß der Himmel, wo diesen beiden ihre Grasschaft liegt, in ihren Köpfen auf jeden Fall nicht, denn die sind offenbar leer.

Ich mag im ganzen alle Menschen wohl leiden und das Skandalisieren ist mir ein Greuel. Daß der Herr Graf aber die ganze Morgenpost von Meran in die Naif-Einsiedelei schleppte, die Briefe dort in Gegenwart aller

Gäste ostentativ aufschnitt, beim einen mit Seitenblicken auf die Umgebung sagte: „Meine Liebe, ließ, wie lieb Comtesse Elsa schreibt,“ beim andern: „Mon Dieu, die arme Durchlaucht befindet sich wieder recht übel; Geheimrat K. ist telegraphisch zu ihr berufen,“ und so weiter und so fort, das würde einen Lappländer zum Tanzen bringen und einem Eskimo das Fischthranlaufen verleiden machen.

Schaurige Menschen, welche nicht begreifen, daß, wenn der Schöpfer diese Natur mit Affen hätte bevölkern wollen, wie die Urwälder Afrikas und Südamerikas, er es würde gethan haben, ohne erst auf Leute zu warten, welche seine Schöpfung nach dieser Richtung durch ihr eigenes Gebahren glauben ergängen zu müssen.

Man hat die Thalsohle wieder erreicht.

Auf einen Felsblock hat eine dankbare Hand in roter Farbe gemalt: „Addio, addio, bella Gherdeina“. Ja: „Adieu, du schönes Grödnertal, adieu, ihr wundersamen Berge, adieu, du prächtiges Völklein und — will's Gott — auf Wiedersehn! Es ist schön bei euch, wunderschön!“

Die Marie und die Genzel.

Müde. — Die Marie. — Die Genzel. — Die „Peandeln“-Fosie. —
Mädchenseele.

Die Sonne hatte die Mittagshöhe ziemlich überschritten, als ich wieder bei Waidbruck im Eisackthale anlangte, bei dessen Eingang man als Kuriosum an Straßenhecken sich die Taschen mit reifen, verwilderten Aprikosen füllen konnte, mit etwa pflaumengroßen, zierlichen Früchten, die schmecken, wie unsere Schlehen.